

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 6

Artikel: Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6
XVII. Jahrgang
1927

Bern
5. Februar
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bräuer, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Böllwerk 33 79)

Erkenntnis.

Von Anna Burg.

Und wär' ich nicht durchs tiefe Tal
Und durch die dunkle Nacht gegangen,
Und trüg' mein Herz kein Wundenmal,
So wüßt' ich nichts von Heimverlangen.

Ja, hätt' ich nicht des Lebens Not
Und bangen Todeschrei vernommen,
Wie wäre mir das Morgenrot
Aus einer andern Welt erglommen.

Auf festem Grund, auf schwankem Steg,
Wo nun mein Fuß auch möge schreiten,
Ich weiß, es führt ein dunkler Weg
Ins Land der ewigen Seligkeiten.

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 6

4.

Marianne bereitete das Abendbrot, die Kinder spielten, suchten in den Regenlachen nach gewaschenen Kieseln, schleppen den Pappelwipfel unter Dach, sprachen unter sich.

„Den Donner hat der liebe Gott gemacht“, sagte der Junge. Rosa nickte ernsthaft: „Der Bonaparte könnte keinen Donner machen!“

„Nein, er hat Kanonen, und die krachen laut, aber der Donner ist etwas ganz anderes!“

„Ei, schau' da! Der rote Stein! Fast rosenrot ist er, schau' doch, Hans!“

„Ah, solche gibt's viele! Das ist nichts Besonderes! Aber Edelstein, das wäre was!“

„Weißt du“, sagte Rosa, „die Edelsteine kosten viel Geld! Mehr als eine Kuh, sagt der Vater. Aber die Kaiserin hat doch nicht alles, wenn sie auch Edelsteine genug hat! Vater weiß es!“

Marianne trat aus dem Hause, hörte die Worte, schalt wie aus Gewohnheit: „Seid ihr wieder bei der Kaiserin! Das Geschwätz kann ich nicht leiden! Marsch, holt Kartoffeln!“ Und die Kinder verschwanden im Keller.

Oben am Himmel aber zogen die Wolken ab wie ein rasch zerstreutes Heer, über den westlichen Hügeln sank langsam die Sonne, ein strahlendes Wunder in reiner Luft, und unter ihrem lauteren Lichte schienen sich die bräunlichen Hügel leise zu beleben, Grün schimmerte durch die Fahlheit, wie Wangenrot durch die Blässe eines Ohnmächtigen.

Glanzmann sah die Sonne sinken, träumte ins Licht hinein, hörte hinter sich die Kinder plaudern, hörte Marianne zum Essen rufen, ging ins Haus, aß einen Bissen, eilte wieder ins Freie, um die abendländliche Arbeit zu tun: Er nahm die Sense von der Wand, um draußen in den

Wässerwiesen Gras zu mähen. Marianne sah ihm nach, wie er unten den Bäumen dahinschritt, freier als die langen letzten Wochen, ruhiger, höher. Sie folgte jedem seiner Schritte, und manchmal ging es wie ein leises Erschauern durch ihre Glieder. Und als sie die Kinder wieder aus dem Hause treten sah, wehrten ihre Hände sie von sich wie etwas, das zwischen ihre Gedanken fahre; sie schickte sie unbarmherzig ins Bett und tat die Arbeit in der Küche mit ungewohnter Erregung.

Ins matte Halbdunkel der Küche trat unerwartet der rote Zbinden. Marianne fuhr auf. „Was willst du hier?“ Die Oelflamme flackerte in der brütenden Dämmerung des kleinen Raumes und beschien mit ihren spukenden Reflexen die ganze Wolke von Zweifel, Widerwillen, Unraust und Trost in den beiden Gesichtern.

„Was ich will?“ murkte Zbinden, „herkommen und nachsehen, ob du andern Sinnes geworden bist?“

„Warum andern Sinnes?“

„Er kam doch erst heute von seiner Landfahrt heim! Fast drei Tage war er weg!“

„Ja, aber das Heulein hat er unter Dach gebracht, und noch vor dem Regen!“

Zbinden zog die vielfach durchpfügte Stirn höher, so hoch, daß auch die dicken Lider sich mithoben und die Schartenaugen ihren Blick entblößten. „Er? Ich dachte, du hättest es mit den Kindern geschafft!“

„Ja, er! Wenn er nicht gekommen wäre, hätte ich zugemäht und alles läge jetzt im Regen!“

Zbinden wurde immer misstrauischer, schwieg, um ihre Worte abzuwarten, ihre Laune zu erforschen, klinzelte vor sich hin und schnaufte hörbar. Marianne aber krallte die

Finger fest in die Arme. Und Zbinden hatte recht geraten, sie sprach:

„Das Wetter ist nun vorüber, es wird hoffentlich wieder besser. Und mit dem Vogten pressiert's nicht so; er ist gar nicht verrückt. Es soll sich einer hüten, ihm solches nachzusagen...“

„Wer hat's ihm nachgesagt?“ knurrte Zbinden. „Weiberlaune! Heute so, morgen anders!“ Und als ob ihn die Laune wenig kümmere, fuhr er scheinbar friedselig fort: „Es hat heut in euren Saarbaum geschlagen?“

„Ja, der ganze Wipfel ist heruntergefallen, nun hat das Haus keinen Schutz mehr!“

„Was meint Glanzmann nun — will er einen eisernen Blitzableiter aufrichten lassen?“

„Ich weiß nicht!“

„Ei nun, im Obermoos eilt's nicht so wie bei uns im Ried! Ihr habt den Wald nahe! Seit Menschenbesinnen hat es nie eingeschlagen, nur zweimal in den alten Saarbaum.“

Marianne blieb einsilbig, nagte an ihren Lippen, irre mit den Augen auf die herumstehenden Küchengeräte, zuckte deutlich verständlich mit den Händen. Zbinden lächelte boshaft, eilte gar nicht, schwieg ebenfalls. Man hörte den angeschwollenen Brunnen rauschen, hörte eine Unke rufen. „Ja nun“, sagte Marianne auf einmal entschieden und griff nach einem Topf; Zbinden verstand, sagte gute Nacht und verschwand. Vielleicht fiel die Türe noch um einige Härten schärfer ins Schloß als vor drei Abenden.

Marianne wartete in der Küche, bis seine Schritte in der Dunkelheit verhallt waren, dann blies sie die Flamme aus, setzte sich in die Stube ans offene Fenster und lauschte in die Stille hinaus. Es dunkelte völlig; im lichten Himmel zeigten sich wenige Sterne, der Neumond stand über dem Obermooswald, unten in den Wässerwiesen hörte man den Takt der mähenden Sense. Marianne lauschte, faltete die Hände und seufzte leicht. Das wilde Herz ward unvermerkt weich und öffnete sich den Stimmen der Nacht und den Widerklängen des vergangenen Tags.

„Weißt du, wer es war?“

Die geheime Stimme tönte aus der Ferne. Ja, was war denn dies leise Wehen des Windes in der Hofstatt? Und warum weinte auf einmal das murmelnde Schellengetönen droben in der Weide in ihr solch tiefe Traurigkeit? Das ewige Schweigen der Nacht, aus dem die Töne wie fallende Tropfen aufklangen, berührte sie wie ein Neues, Unbekanntes, und dieses Unbekannte sprach zu ihr mit den Worten ihres Mannes. Ja, es sprach alle Worte Glanzmanns, und keines schien mehr ohne Sinn zu sein. Marianne wurde traurig, denn sie suchte nach dem Sinn und verstand ihn nicht.

Der Tod war an ihnen vorübergegangen. Marianne erschrak. Sie sah Glanzmann bleich im rauschenden Regen stehen, mit starren Augen und bebendem Munde, und seine Seele war fern. Wie blieb sie, Marianne, so kalt und unberührt?

„Ein Stärkerer steht hinter mir!“ sprach Glanzmann aus dem Dunkeln; Marianne erschrak. Waren das die Schritte des Stärkeren, der durch die Nacht schritt? Warum erwartete sie sein Angesicht nicht? Warum bangte ihr vor seinem Erscheinen? „Glanzmann!“ rief sie leise.

Und vor ihren Augen begannen sich die Bilder des Tages zu jagen. Sie sah ihren Mann an der Seite des

fliessenden Heusuders, er selbst war ein wilder Sohn des Wetters, er selbst rannte mit den Blitzen und Wolken um die Wette, von seinem Haupte aus gingen die Blitze, und die Regenmassen scharten sich um ihn. Und wieder sah sie ihn, wie er die Heulasten hochwarf, ein Riese, der mit harten Händen das Werkholz hob, und an den Zacken der Gabel fingen sich die Blitze. Und wieder sah sie ihn, wie er mit der Hade in der Hand in den Regen sprang: ein Sieb in die Erde, ein gewaltiger Schlag, und das Wasser hatte seinen neuen Weg...

Marianne sah mit großen Augen in die neblige Hofstatt hinaus. Sie war nicht der ewige Angstteufel, ihre Augen suchten geheime Bilder in der Dunkelheit. Da, horch, schlursten da nicht seine Schritte unter der Einfahrt? Fiel nicht der Wasserstrahl auf die Sense, und hörte man nicht den Klang des Eisens am Sensennagel? Und ging nicht die Stalltür, einmal, zweimal...?“

Glanzmann trat in die dunkle Stube, blieb in der Tür stehen, zögerte, fragte: „Bist du's, Marianne?“

„Ja“, sagte sie dunkel, „ich hab' auf dich gewartet. Du hast lange gemäht!“

Glanzmann blieb stehen. „Bist du denn nicht müde vom heutigen Tag?“

„Ich spüre keine Müdigkeit“, sagte sie feierlich. „Komm, setz' dich zu mir!“

Wie war sie so sonderbar! Glanzmann trat leise auf sie zu, blieb vor ihr stehen, suchte ihr Gesicht in der Dunkelheit zu erkennen. Sie aber umfasste ihn, zog ihn zu sich nieder und preßte den Kopf an seinen Arm, so stark, fast schmerhaft für ihn.

„Was ist dir, Marianne?“

Sie ließ ihn los, wand sich in sich selber, drängte sich wieder an ihn, das dunkelnde Gesicht nach oben wendend: „Ich will nie mehr schelten! Du bist ein starker Mann, ich bin nur ein Weib, das nichts weiß!“

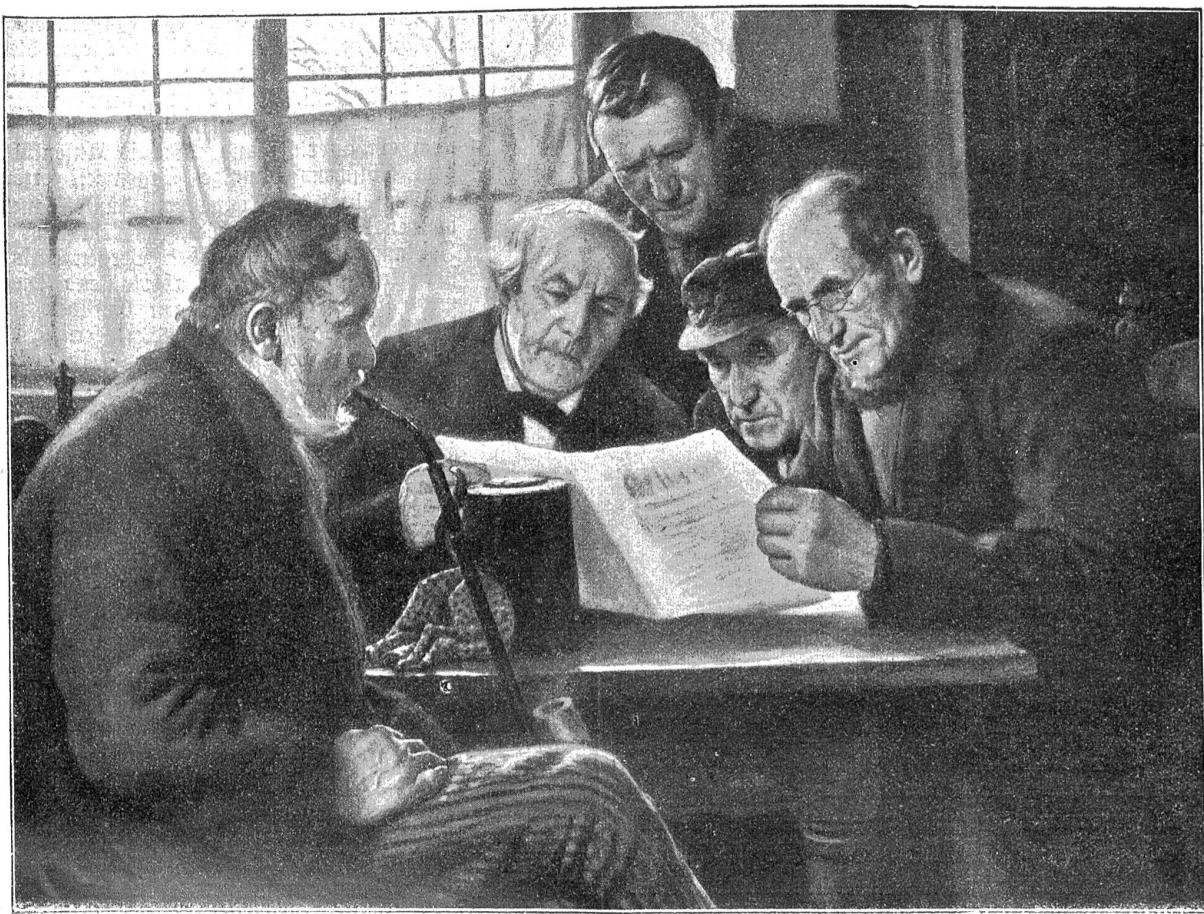
Er beugte sich zu ihr und küßte sie auf den Mund, sah wie ein Knabe. Sie aber hing sich fest an ihn und fasste rücklings seinen Kopf mit hochgehobenen Armen. Glanzmann erschrak vor solcher Leidenschaft, ließ sie los und starrte sie an. „Es ist nicht die Stunde“, sagte er, „ich bin müde von der Reise. Läßt uns ruhig sein und schlafen gehen.“

Da ließ Marianne den Mann los, warf seine Hände von sich und sprang auf die Füße. „So geh und schlaf bis zum Jüngsten Tag!“ Schwer atmend lief sie weg, ohne Worte, nur mit tiefer Empörung im Herzen. Man hörte, wie sie den Riegel schob, wie sie ihren Mann ausschloß. Müde kroch Glanzmann auf den Ofen und bedeckte die Füße mit dem Rock. Traurig, mit unverständner Not im Herzen schlief er ein.

5.

Seit jener Juninacht glomm im Obermoos das geheime Feuer weiter. Kein Fremder wurde Zeuge ungewöhnlicher Auftritte, aber im Schweigen maßen die Kräfte sich Tag um Tag.

Marianne trug ihr trostloses Gesicht unentwegt und stark, schalt Stunde um Stunde mit den Kindern, behandelte den Mann wie einen Fremden. Und die Augen sprachen: „Wohl hat er's nötig, daß ein Stärkerer hinter ihm steht!“



Zeitungleser. Nach einem Gemälde von Franz Hecker.

Wenn sie auf dem Felde hastete, nahmen Schelten und Ungeduld nur noch zu, und beim Täten des Kohlplatzes und des Flachsäckerleins tat sie, als ob auf dem Obermoos nicht ein einziges Kraut gediehe, wenn es auf Glanzmanns Familie ankäme.

„Läßt ihnen doch einen Augenblick Ruhe“, mahnte Glanzmann. Marianne aber sah ihn von der Seite an und sagte nichts. Nur die Augen sprachen: „Wer bist du?“ Solchen Blicken vermochte Glanzmann nichts zu entgegnen, seine Augen verbohrten sich in die Erde; er war wieder der stille Glanzmann geworden, in seiner Haltung Knecht seines Weibes, in seinem Denken ein von fernher zugezogener Knecht.

Darum sah er zuweilen fernwärts, ließ seine Augen an einem blauen Hügelsaum rasten, an einem weißen Wolkenrand hingleiten, aber diese Augen schienen dennoch nicht zu sehen, schienen mitten am Tage unbedeckt zu schlummern.

Es konnte geschehen, daß Glanzmann mit den Kindern auf dem Felde arbeitete; es konnte auch sein, daß er allein ging; Marianne schickte ihm das Mädchen mit dem täglichen Imbiss, blieb selbst fern und suchte eine andere Ecke des Gutes auf. Dann sprach der stille Bauer mit seinem Kinde.

„Schau' hier die blaue Blume“, sagte er. Und das Kind sah die Blume an und begann dem Vater von ihr zu erzählen. „Die Engel tragen sie in der Hand; es muß so sein, ich sah es auf einemilde. Aber der Kaiser hat

keine Blumen, er trägt einen schwarzen Stab, und mit dem Stab schlägt er die Soldaten!“

Glanzmann fuhr zusammen. „Du darfst nicht an den Kaiser denken, Kind! Mutter hat es nicht gern, und der Kaiser geht uns nichts an!“

„Aber die Engel tragen auch Kronen wie der Kaiser, und der große Engel geht in ganz weißen Kleidern über den Rasen...“

Glanzmann sah sein Kind nur einen Augenblick lang mit heimlicher Scheu an, dann ging sein Auge wieder den Unkräutern nach. „Schau' hier den weißen Stein“, sagte er und hob einen runden Quarz aus dem Flachs, ließ ihn auf die Hand des Kindes gleiten und suchte wieder nach Unkräutern.

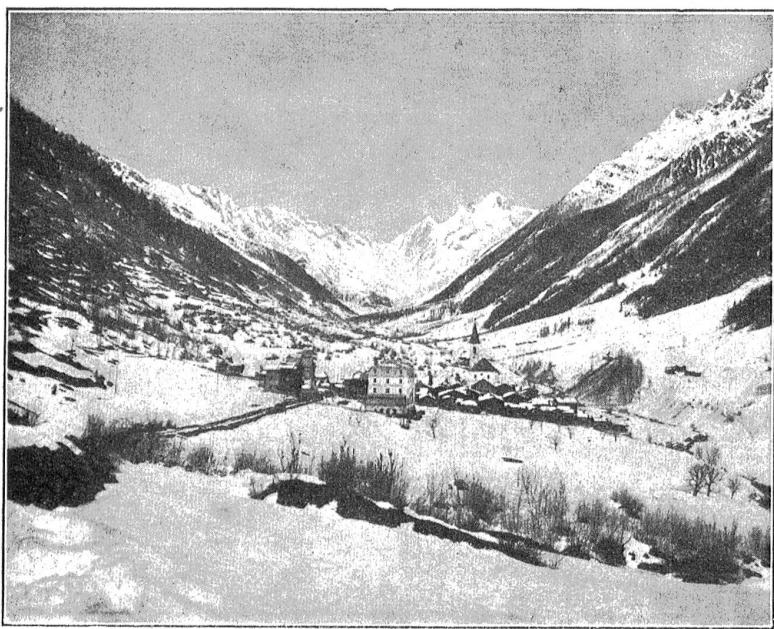
„Vater, warum ist denn der Stein so weiß?“

Glanzmann sann nach. „Weil er so rein ist.“

Und das Kind ließ den Stein von einer Hand in die andere gleiten und lachte: „Er tanzt, Vater, er springt von selber auf, wenn er in die Hand fällt!“

Erschien Marianne, dann warf das Kind den Stein auf den Boden und setzte sich still an den Rand des Flachsfeldes. Und wenn Marianne zu großen begann: „Warum hast du das Kind nicht heimgeschickt? Es soll die Kleine hüten!“, dann konnte sich Glanzmann zuweilen erhöhen und eine Antwort hinwerfen: „Es braucht nur einen Fuhrmann und nur eine Weitsche!“

Aber solche Antworten fielen auf ihn selber zurück und quälten ihn; denn mochte er auch unter ihrem Schelten



Das Dorf Kippel im Lötschental im Winter. Blick auf den Talhintergrund.

leiden, er wollte nicht widerschelten! Und er konnte begütigend hinzufügen: „Wir wollen den Kindern nicht jede Freude vergiften! Gönn' du ihr einen freien Augenblick und laß sie einmal feiern!“ Solche Begütigung stachelte indessen die Bäuerin zu neuem Zorn auf, und sie enthüllte ihren geheimen Kummer: „Vergiften? Was heißt vergiften? Bleibt uns denn nichts als arbeiten und wieder arbeiten? Wo nehmen wir die Freude her?“ (Forts. folgt.)

Das Lötschental im Winter.

Still, ganz still ist's im langen, strengen Winter. Die sieben kalten Wintermonate verwischen die letzten Spuren des sommerfrohen Treibens und lassen das Lötschen der alten Weltabgeschiedenheit und Ruhe erstehen. Einsam und verlassen träumen die Dörfchen und bestimmen sich auf ihr altes Volkstum.

Aber auch ein Wintermarsch ins Lötschental ist für jeden Bergfreund dankbar und läßt Wunder des Bergwinters erleben. Der warmgeheizte, bequeme Lötschbergwagen läßt die Gedanken an die früher so strapaziösen Zugänge nicht auffommen. Der frühe Morgen schon, der erst vor kurzem die Tageshelle über die hohen Berge ins Tal hat gelangen lassen, heißt uns zu Goppenstein aussteigen. Nach liegt das finstere Bahnhofgebäude, das an den steilen Berg hingeworfen ist, als ob's für Schattenkonstruktionskünstler gebaut wäre, hinter uns. Ueber zu viel blendende Wintersonne haben sich die Goppensteiner nicht zu beklagen und den alten Knappen, die weiland in den Bergen nach Bleiglanz schürften, wird's im kalten Winter oft genug verleidet sein. Vielleicht haben es heute die Eisenbahner so, ich weiß das nicht. Sie haben aber wenigstens die Möglichkeit, hin und wieder nach Brig oder Mužerberg zu fahren, wo es eine ganze Rute wärmer ist. Von besagtem Bergwerk aber heißt es, es habe seine Unternehmer in Samt und Seide gekleidet, sie aber auch wieder bis auf's Hemd ausgezogen.

An Schnee fehlt es freilich nicht. Wie viel mag es sein? Irgendwo an der neuen Straße haben fleißige Hände ein Schneeloch gegraben, um ein Klafter Holz frei zu bekommen, das im Sommer aus Lawinenstahl gerüstet wurde und nun heimgeschafft werden soll. Es ist an die zweieinhalf Meter in die weiße Winterdecke gebettet.

Die Felsen treten eng zusammen. Unten rauscht, in Schnee und Eis versteckt, die Lonza ihr Winterlied. Vor kurzem erst hat sie sich durch die rote Laui, die sie zu stauen drohte, einen langen Tunnel fressen müssen. Und da ist ja auch ein alter Freund, Waldis Antentübel, von dem Lötschens blumige Sagenwelt erzählt.

Nun lugt die Sonne vom dunkelblauen Himmel endlich auch ins Tal, nachdem man sie eine Zeitlang bereits den hohen Bergen entlang gesehen sah. Tausend und abertausend Diamanten wekt sie auf den schneigenen Gefilden zu überirdischem Glanz und läßt die herrliche Winterlandschaft in bräutlich reinem Weiß aufleuchten. Drüber, an den Hängen der Lonzachlucht, glänzen Eiskristalle, der schönsten Feengrotte zum Trotz. Darüber ächzen die alten dunklen Tannen unter schwerer Schneelast. Wo man hinblickt, entfaltet der herrliche Bergwinter seine tausendfache Pracht, von welcher der Stubenmensch keine Ahnung hat.

Der Blick gewinnt an Weite. In der Nordfette reihen sich neben das kleine und große Hodenhorn das Sadhorn, Birghorn, Tennbachhorn, die Tellispitzen, alles liebe Sommerfreunde, heute weiß überzuckert bis in die letzte Falte. Aber das Weiß steht ihnen gar gut. Sie scheinen an Kraft und Größe zu wachsen. Nun taucht im winterklaren Licht in der Ferne auch die elegante Lötschenschlucht auf.

Ferden, das unterste Dörfchen, wählt still und friedlich aus den Schneemassen. Mehr als einen Meter hoch lagert der Schnee auf den dunkelbraunen, heimlichen Holzhäusern, Schicht auf Schicht, wie die verschiedenen Schneefälle sie legten. Ums Ramin herum ist der Schnee geföhnsen. Gar traulich träumen die eng ineinander geschachtelten Häuschen unter ihrem breiten Silberhut, entzündende Motive, die alle Schneestampfarei und Kälte vergessen lassen. Und wie lachen die kleinen, sauberen Buchenscheiben aus dem braunen Holz in die wärmende Wintersonne, die trotz allem Kraft haben muß, denn es tropft aus allen Rinnen und von allen Eiszapfen. Mich dünkt das alles viel tausendmal schöner als im Sommer. Die Kontraste sind lebhafter, scharfer, das Licht scheint kräftiger. Zu höher und tiefer liegenden Ställen und Stadeln sind schmale Wege in den Schnee gegraben, wahre Schützengräben. Auch der hübsch bemalten Barbara-Kapelle steht der Winterhut gar gut.

Nach Ferden überbreiten wir den Ferden- und Golnbach, beide zwischen tiefe Schneewände gebettet. Hier geht vom Hodenhorn jeweilen die gefürchtete Golnbachlauene nieder. In einer Viertelstunde ist der Hauptort des Tales, Kippel, erreicht. Wie die Kücklein um eine Henne, so schmiegen sich die braunen Lärchenhäuser um die überraschend stattliche, 1749 erbaute Pfarrkirche auf dem Martinsbühl, dem Heiligen von Tours geweiht. Der Schneetreib windet sich die schmale Rinne zwischen den unregelmäßigen Häuserzeilen entlang. Rechts und links münden andere Pfade und verlocken zu ziellosen Streifzügen und winterlichen Entdeckungsfahrten. Auch hier, im engen Häusergewirr, entzündende Winterbilder. Ab und zu bietet sich Gelegenheit, einen Lötscher oder eine Lötscherin über das winterliche Einsiedlerleben auszufragen. Von einer wichtigen Tätigkeit zeugen schon die großmächtigen Holzbeigen vor allen Häusern. Oft sinkt das Thermometer auf 20 und mehr Grad Kälte. Da wird der Ofen zum nimmersatteten Holzfresser. Die Männer schlitteln auf gefahrwollen Wegen das im Sommer am Berghang gerüstete Holz zu Tal und haben es klein, dieweil die Frauen und Töchter die Wolle spinnen und einen dauerhaften Drilch am eigenen Hauswebstuhl weben. Nach Neujahr halten die jungen Mädchen wie zu alten Zeiten noch den großen Dorfet, die Spinnabende, zu wel-